

PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von
Ludwig J. Pongratz

Band II
mit Beiträgen von

Gotthard Günther, Dietrich von Hildebrand,
Ludwig Landgrebe, Bruno Liebrucks,
Franziska Mayer-Hillebrand, Walter Schulz,
Wilhelm Weischedel, C. F. von Weizsäcker

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

BAND I: Mit Beiträgen von E. Bloch, J. M. Bochenski, A. Dempf, H. Glockner, H.-E. Hengstenberg, P. Jordan, W. Marx, J. Pieper, H. Plessner. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. X, 316 S. mit 9 Bildtafeln. ISBN: 9783-7873-0341-0

BAND II: Mit Beiträgen von G. Günther, D. v. Hildebrand, L. Landgrebe, B. Liebrucks, F. Mayer-Hillebrand, W. Schulz, W. Weischedel, C. F. v. Weizäcker. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. VI, 399 S. mit 8 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0342-7

BAND III: Mit Beiträgen von J. Ebbinghaus, H.-G. Gadamer, H. Heimsoeth, E. Heintel, F. Kaulbach, H. Kuhn. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1977. IV, 292 S. mit 6 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0397-7

Weitere Informationen zu unserem BoD-Programm unter:
www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 9783-7873-0342-7

ISBN eBook: 978-3-7873-2776-8

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1975. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Gotthard Günther	1
Dietrich von Hildebrand	77
Ludwig Landgrebe	128
Bruno Liebrucks	170
Franziska Mayer-Hillebrand	224
Walter Schulz	270
Wilhelm Weischedel	316
C. F. von Weizsäcker	342
Namenregister	391
Schlagwortverzeichnis	396

Selbstdarstellung im Spiegel Amerikas

Der Autor dieser Selbstdarstellung (von jetzt ab nur noch: „der Autor“) wurde im Jahre 1900 und in einem ländlichen Pastorenhaus in Schlesien im Riesengebirge geboren. Beide Umstände sind bedeutsam für sein späteres Leben gewesen. Daß die Pastorenhäuser mit Recht als Horte der klassischen deutschen Bildung gelten durften, ist ja nicht ganz unbekannt. Und daß ein in Ostdeutschland in diesen Zeitaläufen Geborener genügend Gelegenheit hatte, den Geist des Preußentums einzutragen, ist selbstverständlich. Diese konservativ-preußische Atmosphäre begann das Kind schon zu formen, bevor es als knapp sechsjähriges in die dörfliche Volksschule eintrat. Was das Stichwort Patriotismus dann betraf, so bezeichnete das Wort Deutschland in den Jugendjahren nur ein vages Nebelgebilde, aber Preußen, das war eine physische sowohl wie spirituelle Realität, die man verehren oder hassen konnte. Der Autor hat ihre Idee zeitlebens verehrt. Eine wohl notwendige Voraussetzung, wenn man später die Tiefen und Schwächen der Kantischen Ethik verstehen will.

Der Konflikt mit dem Leben begann für ihn zeitig. Er war und ist auch heute noch ein extrem langsamer Lerner und war schon dem Lerntempo einer dörflichen Volksschule nicht gewachsen, was zur Folge hatte, daß sein Vater ihn bald herausnahm und zur Vorbereitung auf das humanistische Gymnasium in eine Privatschule schickte, in der sich einige Kinder der umliegenden Dörfer sammelten, weil sie bessere Vorbedingungen für die sogenannte höhere Schule zu geben schien und eine individuellere Behandlung des einzelnen versprach.

Nachdem der etwa 10jährige endlich die Aufnahmeprüfung in das Hirschberger Gymnasium bestanden hatte, wurden die Dinge nicht besser. In ihm vereinigte sich eine intensive Begier zu lernen mit einer eher noch steigenden Unfähigkeit, das im Tempo der Lehrpläne des Gymnasiums zu tun. Seine Lehrer

beurteilten ihn als faul, aber im Elternhaus brachte es seine Mutter kaum fertig, ihn von den Büchern aller Art wegzutreiben und dazu zu bringen, in den Garten zu gehen und zu spielen. Das erschien ihm, gebürtiger Rationalist, der er war, eine sinnlos vergeudete Zeit, und diese Abneigung gegen das Spiel jeglicher Sorte bis hin zum Schachspiel ist ihm auch bis heute geblieben. Nur eine Leidenschaft hatte er von Kind auf, die ihn auch gegenwärtig noch anfeuert und die sich im Alter eher noch verstärkt hat. Als Fünfjähriger hatte er seine ersten Skier bekommen, und wenn man ihn auch im Sommer mit keinen Mitteln hinter den Büchern hervorlocken konnte, in den wenigen Skimonaten des Winters war das anders. Dieser Leidenschaft kam entgegen, daß er in sich von klein auf eine seelische Affinität zur Winterlandschaft spürte und außerdem im Skilauf zum ersten Mal das Problem der Technik in einer ihn faszinierenden Weise erlebte. Aber auch hier kam das Buch wieder ins Spiel. Sein Interesse an Ski-Konstruktion und an Skilauf-Technik war unstillbar, und er darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß er so ziemlich alles, was über die Welt des Skis von etwa 1910 ab bis in die letzten Jahre erschienen ist, gelesen hat, so weit es in deutscher oder englischer Sprache zugänglich war. Die Zahl der Langlauf-, Slalom-, Abfahrts- und Sprungskier, die er in seinem Leben besessen hat, geht fast bis 100. Abgesehen von Büchern war es das einzige, wofür er willig Geld ausgab.

Wem es merkwürdig erscheint, daß die Selbstdarstellung eines Gelehrten mit so viel Sätzen über eine Sportleidenschaft berichtet, für den sei hier schon vorweggenommen, daß sein Lebenslauf für eine Periode von ungefähr 11 Jahren aus der Philosophie heraus und in die Computer-Abteilung einer ingenieurwissenschaftlichen Fakultät in Amerika geführt hat. Diese Berufung verdankte er einigen Abhandlungen, die er nie hätte schreiben können, wenn ihm nicht seine ziemlich eingehende Erfahrung mit Ski-Konstruktion und Ski-Technik, zu der später auch noch Flug-Technik sich gesellte (der Autor ist Inhaber des Internationalen Leistungsabzeichens für Segelflug Nr. 123, zu später in Amerika auch noch ein Motorflugführerschein



William G. Ulmer

kam), zur Seite gestanden hätte. Das entwickelte einen Sinn für das Mechanische, der sich später generell auf Maschinentheorie ausdehnte.

Doch vorläufig sind wir in der Betrachtung seiner geistigen Entwicklung noch auf der Ausbildungsstufe des Gymnasiums und, wenn er auch da ein miserabler Schüler war, so war ihm doch schon gegen Ende der Obertertia die fundamentale geistige Bedeutung der Antike für die Gegenwart und besonders als unabdingliche Voraussetzung für ein Gelehrtendasein aufgegangen – eine Überzeugung, die ihn in seinen späteren Lebensjahren nur noch mehr durchdrungen hat. Um diese Zeit stand sein Entschluß schon fest, einmal Gelehrter und nichts anderes zu werden, wenngleich sein Interesse noch stark zwischen dem Geschichtlichen und dem Systematischen hin und her schwankte. Da kam ihm ein Werk zu Hilfe, das er in der reichhaltigen Bibliothek seines Vaters entdeckt hatte und dessen Einfluß ihn nachhaltig durch sein ganzes Leben begleitet hat. Es war ein von dem Theologen *Karl Heim* geschriebenes Buch »Das Weltbild der Zukunft« mit dem Untertitel »Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie«. Berlin 1904. Dieses Werk beginnt mit der für den jungen Leser damals höchst erstaunlichen These, daß die Geschichte der Philosophie heute zu Ende ist. Das philosophische Denken hat seine Wurzel in dem reflexiven Abstandnehmen des Subjekts von der Welt, und damit produziert es eine über alle Maßen gehende Entwicklung des Subjektivismus, in dem heute *alle* auf diesem Boden möglichen Fragestellungen gestellt und *alle* überhaupt möglichen Antworten im Rahmen der bisherigen Geschichte der Philosophie gegeben worden sind. Schon auf S. 7 las damals der angehende Untersekundaner: »Wenn alle Antworten, die man auf eine Frage geben kann, in gleich unlösbare Schwierigkeiten verwickeln, so gibt es nur noch einen Weg, den man einschlagen kann, um aus dem Labyrinth herauszukommen. Man kann die Frage selbst, die zu so unbefriedigenden Antworten geführt hat, einer Prüfung unterziehen. Vielleicht stellt sich heraus, daß sie falsch ist, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruht. Dann ist es kein

Wunder, wenn alle Antworten sinnlos ausfielen, die man auf diese Frage zu geben versuchte.«

Von *Karl Heim* also hörte der Gymnasialschüler, ehe er überhaupt recht mit der Geschichte der Philosophie in Berührung gekommen war, daß Philosophie ein Irrweg des Menschen und die »Selbsteinkerkierung« des menschlichen Bewußtseins in seinen Subjektivismus bedeutet, aus dem die »falsche« Fragestellung entspringe. Und mit einem zwiespältigen Gefühl, von dessen Gründen er sich vorerst keine Rechenschaft geben konnte, las er dann 10 Seiten weiter: »In 1000 Jahren, wenn die Menschheit der Philosophie entwachsen sein wird, wird man sich vielleicht diese merkwürdige Geschichte von der Selbsteinkerkierung und Wiederbefreiung des Menschengeistes, die wir jetzt als die Geschichte des menschlichen Tiefsinns bewundern, als ein unglaubliches Märchen erzählen.« Um es kurz zu machen: Es wird, so *Karl Heim*, nachdem sich die Philosophie selbst ad absurdum geführt hat, an ihre Stelle wieder die Theologie treten!

Die Zwiespältigkeit, die der Lesende spürte, stammte aus zwei sich kraß widersprechenden, von ihm freilich nur erfüllten Ansichten, deren Zusammenklang ihm erst Jahrzehnte später aufgegangen ist. Die eine instinktiv begriffene Überzeugung war die, daß von einem Ende der Philosophie heute oder in 1000 Jahren ganz unmöglich die Rede sein könne und daß schon im Wesen der Philosophie die Unmöglichkeit angelegt sei, daß sie sich selbst je überwinden könne.¹ Der andere Eindruck, der sich ebenfalls schnell zu einer felsenfesten Überzeugung verdichtete, war der, daß die dem Menschen bisher zugängliche Philosophie in der Tat mit »falschen« Fragestellungen arbeitete, die zu den bisherigen Ergebnislosigkeiten (?) geführt hätten. Dieser Eindruck des jungen Lesers, daß in dem Grundsätzlichen dieses Buches etwas goldrichtig und etwas anderes ebenso radikal falsch sei, hat ihn dann bis zu dem letzten Satz dieses bemerkenswerten Werkes begleitet. Freilich ahnte

¹ Diese Formulierung entstammt selbstverständlich nicht den Gymnasialjahren. Sie läßt sich ca. bis zu den dreißiger Jahren zurückdatieren.

er damals noch nicht, daß er mit diesem Eindruck den Leitstern seiner späteren Lebensarbeit entdeckt hatte. Deren Resultat? Nun, es läßt sich in kürzester Fassung folgendermaßen wiedergeben: die klassische Logik ist strukturell (morphogrammatisch) als Basis der Philosophie unvollständig. Ihre philosophischen Möglichkeiten sind ausgeschöpft. Ergo, *Heim* hatte insofern recht, als die auf dieser Logik ruhende Periode der Philosophie unvermeidlich ein frühes Ende haben muß. Ihm muß aber widersprochen werden, wenn er das Verschwinden einer philosophischen Epoche mit dem Tode der Philosophie überhaupt gleichsetzt. Ein solcher Gedanke aber lag der fin-de-siècle-Stimmung des angehenden 20. Jahrhunderts sehr nahe. Erschien doch um 1917 das tiefste Werk, das diese Stimmung hervorgebracht hatte: der erste Band von *Oswald Spenglers* »Der Untergang des Abendlandes«, dessen Fazit *Spengler* selbst in einer etwas späteren Veröffentlichung folgendermaßen resümierte: »Die faustische, westeuropäische Kultur ist *vielleicht* nicht die letzte, *sicherlich* aber die gewaltigste, leidenschaftlichste, durch ihren inneren Gegensatz zwischen umfassender Durchgeistigung und tiefster seelischer Zerrissenheit die tragischste von allen. Es ist möglich, daß noch ein matter Nachzügler kommt, etwa irgendwo in der Ebene zwischen Weichsel und Amur und im nächsten Jahrtausend. Hier aber ist der Kampf zwischen der Natur und dem Menschen, der sich durch sein historisches Dasein gegen sie aufgelehnt hat, *praktisch zu Ende geführt worden.*«²

Spengler war das nächste große philosophische Werk, das der Autor in seinen letzten Schuljahren las, und diesmal war der Eindruck noch faszinierender, noch tiefer. Aber wieder ergriffen ihn dieselben widerstreitenden Gefühle wie bei *Heim*. Er fühlte, daß ihm hier etwas unbestreitbar Wahres und zugleich etwas weit in die Irre Gehendes begegnete. Erst jetzt in den Abendstunden seiner Lebensarbeit glaubt er die Lösung gefunden zu haben: für *Spengler* sind die Hochkulturen, in denen

² *Oswald Spengler: »Der Mensch und die Technik.«* C. H. Beck, München 1931; S. 63.

das menschliche Dasein gipfelt, metaphysische Zufälle allerhöchsten Ranges. »... es war ein Zufall, daß die Geschichte des höheren Menschentums sich in der Form großer Kulturen vollzieht, und Zufall, daß eine von ihnen um das Jahr 1000 in Westeuropa erwachte.«³ Aber jeder dieser Zufälle verschwindet nach relativ kurzem Dasein wieder, und das menschliche Dasein sinkt auf das Niveau der primitiven Kultur zurück. Die Seele verliert »müde, verdrossen und kalt, die Lust am Dasein und sehnt sich ... aus tausendjährigem Lichte wieder in das Dunkel urseelenhafter Mystik, in den Mutterschoß, ins Grab zurück«.⁴

Eine solche Rückkehr, die dem Heimschen Ende der Philosophie entspricht, scheint notwendig, eben weil die hohen Kulturen selbst – so Spengler – *nicht mit Notwendigkeit* aus dem Urseelentum hervorgehen. Es ist Spengler infolgedessen unmöglich zu sehen, daß seine Hochkulturen in einem bestimmten Sinne eine Fortsetzung und einen Übergang zu einer historischen Dimension dritter und noch höherer Ordnung bilden können. Gemäß einer solchen – nicht von ihm vertretenen – Auffassung wären die sogenannten regionalen Hochkulturen nichts anderes als Liquidationsprozesse des primitiven Seelentums, das in ihnen zu Ende gekommen ist und von dem der Mensch sich jetzt befreit. Damit ist der Zusammenhang mit dem, was historisch vorher war, gegeben und zu gleicher Zeit eine Garantie erworben, daß die Seele nicht mehr in den mütterlichen Boden der Ur-Geschichte zurückkehren kann, sondern zu einem Wege nach vorwärts verdammt ist.

Solche ihn heute beschäftigenden Gedanken lagen dem Autor in seiner Jugendzeit aber noch fern, und bei seinem Eintritt in die Universität begleitete ihn nur ein geistiges Unbehagen und ein sich immer mehr verstärkender Zweifel an den Denkgewohnheiten seiner Umwelt. Anlaß zu Zweifel und Kritik war auch sonst genug. Sein Vater, der auch vom akademischen

³ Oswald Spengler: »Der Untergang des Abendlandes«. C. H. Beck, München 1923; I, S. 188.

⁴ a.a.O., S. 144.

Standpunkte aus mehr als gewöhnliche Bildung besaß, hatte ihm in den Jahren seiner Schulzeit ein Bild der Universität und des Gelehrtendaseins entworfen, das mehr ideal als realistisch war und ihn in den letzten Jahren etwas mit der Humboldt-schen Universitätsidee vertraut gemacht. So erschien ihm die Institution der Universität als eine Einrichtung, in der man nach der Wahrheit frei von allen und jeden Nützlichkeitsrück-sichten zu suchen hatte und daß die Erziehung eines Studenten nur darin zu bestehen hatte, abgesehen von der Vermittlung des bis dato erreichten Wissenschaftsbestandes, ihn am Gottes-dienst der reinen Wahrheit teilnehmen zu lassen. Fiel dabei auch noch etwas für eine spätere Berufsbildung ab – um so besser; aber wesentlich für den Charakter der Universität war das nicht und sollte es auch nicht sein. Ebenso gehörte es für ihn zum Wesen der Universität und der Gedeihlichkeit ihres Betriebes, daß sie ganz wie der Vatikan extraterritorialen Charakter haben müsse. Es erfüllte ihn mit Erbitterung, daß die Wirklichkeit diesem Ideal nicht im entferntesten entsprach. Daß der damals etwas ahnungslos in die Universität eintre-tende junge Mann wenigstens nicht ganz allein mit solchen Ideen stand, das wurde ihm erst ganz kürzlich bestätigt, als ihn ein fast gleichaltriger Kollege fragte, ob er auch damals, als er ins Kolleg ging, dasselbe Gefühl hatte, wie wenn man sonntags sich auf den Kirchgang begab. Er konnte das nur bestätigen.

So desorientiert, wie ihn die *Spengler*-Lektüre gelassen hatte, war er aber nicht, als es sich um die Frage handelte, mit wel-chen Vorlesungen er beginnen sollte. Das wußte er schon längst. Da die Entwicklung der indischen Kultur um ungefähr 400 Jahre vor der griechischen angesetzt werden muß und er die Geschichte der Philosophie chronologisch beginnen wollte, war es für ihn ganz selbstverständlich, sich vorerst mit den Anfängen der indischen Philosophie zu beschäftigen. Außerdem hatte ihn ein Passus bei *Karl Heim* nachhaltig beeindruckt, der ihn schon auf der dritten Seite seines »Weltbilds der Zukunft« wissen ließ: »Wer . . . einmal auch nur kurze Zeit außerhalb unserer ganzen westlichen Gedankenwelt seine geistige Nah-rung suchte, sich etwa in die Vedanta-Philosophie versenkte

oder sonst aus den Bechern altindischer Weisheit trank, der weiß, daß es jenseits unserer westlichen Weisheit noch ganz andere, weit größere Länder des Gedankens gibt, dem erscheint die ganze Geistesreihe von *Thales* bis auf *Wundt* wie eine winzige zusammengehörige Denkerfamilie, in der es zwar nie an Familienzwist gefehlt hat, wie dies beim engen Zusammenwohnen auf einem beschränkten Raum nicht anders zu erwarten war, die aber fast zwei Jahrtausende im selben urväterlichen Hause zusammenwohnte, ohne einen radikalen Umbau notwendig zu finden. Was unser westliches Denken am meisten von der indischen Gedankenwelt unterscheidet, das ist das zähe Festhalten an einigen grundlegenden Unterscheidungen, die wie unerschütterliche Steinwände die innere Einteilung unseres Weltgebäudes ein für allemal bestimmt haben.«

Damit war der Studienanfang ohne weiteres gegeben. Latein und Griechisch waren ja schon in einem sehr bescheidenen Maße vorhanden. Also mußte jetzt Sanskrit dazukommen und eine Vorlesung über die Geschichte der indischen Philosophie. Die letztere war zwar im Augenblick nicht zu haben, dafür aber wurde ein Pāli-Kurs angeboten mit einer Einführung in das Vinayapitaka. Dazu kam dann im nächsten Semester ein Anfängerkurs für klassisches Chinesisch. Im dritten Semester türmte der arbeitswillige junge Mann, der auf die Studentenverbindungen herabsah, weil sie so viel kostbare Arbeitszeit verschwendeten, darauf noch das Studium der abendländischen Philosophie. Und hier entdeckte er dann, was für ihn die asiatische Philosophie langsam in den Hintergrund treten ließ, das Streben nach einer Exaktheit, die er, ohne daß ihm das bisher allzu deutlich geworden war, in der indischen und chinesischen Philosophie vermißt hatte. Langsam wurde ihm klar, daß nur diese Eigenschaft des abendländischen Denkens eine Entwicklung des bisherigen Wissensstandes in eine mit neuen Gedanken trächtige Zukunft garantieren konnte. Dabei war die asiatische Philosophie nicht im Rennen. Gemessen an einem Ideal aber war auch das europäische Denken noch lange nicht exakt genug; und sein Studium wandte sich deswegen immer mehr und mehr der Logik und der an sie gebundenen Metaphysik

zu. Da mit Logik aber in den ersten Jahren seines Studiums nicht viel Staat zu machen war – die Vorlesungen von *Heinrich Maier* darüber fand er langweilig und philosophisch enttäuschend –, besuchte er, mehr der Not gehorchnend als dem eigenen Triebe, die geisteswissenschaftlichen Vorlesungen von *Eduard Spranger*. Zuerst ahnte er nicht, was das für ein Glück für ihn war. Bisher war er in den Bannkreis von *Kant* gekommen, dessen relativ strenge Methodik er bewunderte, und die Kritik der reinen Vernunft hielt er für den Gipfelpunkt aller Philosophie überhaupt. Für *Hegel* hatte er zu dieser Zeit wenig übrig. Er hatte etwas in der Hegelschen Logik herumgelesen, sie höchst unverständlich gefunden und dabei *Hegels* polemische Passagen gegen den Formalismus entdeckt. Das war für ihn so etwas wie Gotteslästerung, und er schob irrtümlich seinen Mangel an Verständnis auf diesen Mangel bei *Hegel*. Wie unreif sein Urteil war, das zu erkennen war er damals weit entfernt.

Eduard Spranger war ein faszinierender akademischer Lehrer, und dieser Rückblick muß bekennen: er war es, der die entscheidende Wende in der geistigen Entwicklung des Autors herbeiführte und ihn in eine Richtung lenkte, die weder dieser selbst noch sein akademischer Mentor damals antizipieren konnten. *Spranger* wußte wie kein anderer den Problemkern der Hegelschen Philosophie und ihre geistesgeschichtliche Bedeutung darzulegen. In seinen Vorlesungen endlich begriff der immer noch sehr grüne Student, daß der Weg der Philosophie unweigerlich über *Kant* hinausführt, und er erinnert sich noch deutlich an eine Bemerkung *Sprangers* in einem Seminar über die Theorie des objektiven Geistes, daß alle zukünftigen Problemstellungen in der Philosophie von der Hegelschen Logik auszugehen hätten. Zwar war bei *Spranger* von Formalismus auch nicht die Rede, aber hier sank dem Studenten der magische Ausdruck von einer Logik der Geisteswissenschaften ins Herz.

Damit begann die erneuerte Lektüre *Hegels*, der gegenüber bald alles versank: Erst die »Phänomenologie des Geistes« und dann die Hegelschen Logiken. Dank *Spranger* war der

Autor jetzt in der Lage, *Hegel* mit ganz anderen Augen zu studieren und damit ging ihm eine neue Problemwelt auf, mit der die erste Periode seines Studiums sich ihrem Ende zuneigte. Die äußere Frucht dieser Periode waren zwei kleine Veröffentlichungen, die 1926 und 1927 unter den Titeln »Bemerkungen zu einem Problem der Strukturdifferenz der orientalischen und abendländischen Psyche« und »Individualität und Religionsgeschichte« erschienen.⁵

Schon nach etwa einjähriger Lektüre *Hegels* war dem jetzt schon nicht mehr ganz jungen Studenten klar, daß er fortan sein eigenes Denken und seine Problemsuche mehr an *Hegel* als an *Kant* orientieren müsse. Die Arbeit an *Hegel* ging nun noch mehrere Jahre fort in einer Form des Studiums, die bestimmt nicht in den Rahmen der absurden Forderung der Gegenwart gepaßt hätte, ein Studium in 6 Semestern zu beenden. Als ihr Resultat erschien 1933 im Felix Meiner Verlag — damals noch in Leipzig — sein erstes Buch: »Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik«. Was den Titel anbetrifft, so fragte damals *Nicolai Hartmann* den zum Kandidaten für den Doktortitel vorgerückten Studenten, ob die Zweideutigkeit im Titel bewußt gesucht worden sei, es sei nämlich nicht klar, ob der Verfasser seine eigene neue Theorie oder die logische Theorie *Hegels* als neu gegenüber der bisherigen Tradition bezeichne. Den Autor freute diese Frage (es scheint, daß seither niemandem weiter diese Zweideutigkeit aufgefallen ist) und er antwortete, daß diese Zweideutigkeit eine beabsichtigte sei. Er muß hinzusetzen, daß es ihm auch heute noch, nach mehr als 44 Jahren ganz unmöglich ist, den Anteil *Hegels* an der Theorie von seinem eigenen sauber zu trennen.

Die Grundthese des Buches läßt sich in kürzester Formulierung etwa wie folgt zusammenfassen: die logische Tradition, die von *Aristoteles* bis zum deutschen Idealismus geht, irrt,

⁵ Der erste Artikel in *Ztschr. f. Missionskunde u. Religionswissenschaft* 1926, Bd. 41, S. 100–126. Der zweite Band ebenda, 1927, Bd. 42, S. 337–356, und Bd. 43, S. 232–247.

wenn sie glaubt, bereits den ganzen Umfang der Rationalität zu besitzen, deren ein menschliches Gehirn fähig ist, und daß es noch tiefere und weitere Dimensionen der Rationalität gibt, die bisher unentdeckt geblieben sind. Ihre Anfänge sind im deutschen Idealismus und speziell bei *Hegel* und in seinem Problem der Vermittlung zu suchen. *Hegel* könne erst dann verstanden werden, wenn diese neue exakte Rationalität entdeckt worden sei.

Es hat noch Jahre und Jahre gedauert, bis dem Autor dämmerte, in welchen unversöhnlichen Gegensatz er sich damit zum philosophischen Zeitgeist gesetzt hatte. Ein Gegensatz, der ihn immer weiter und weiter von der Kathederphilosophie abtrieb, und heute im Rückblick scheint ihm ein sehr gradliniges und folgerichtiges Schicksal darin zu liegen, daß er seine letzten zehn bis elf Berufsjahre bis zur Emeritierung als Professor für Biologische Computerlogik im Department of Electrical Engineering an der Staatsuniversität von Illinois (USA) zugebracht hat. Zwei Aufforderungen in diesen Jahren, wieder in den akademischen Bereich der Philosophie zurückzukehren, lehnte er ab. Er hatte sich inzwischen die typische Haltung der amerikanischen Kybernetik gegenüber der Philosophie angeeignet, die ein unbesiegbares Mißtrauen gegenüber Begriffen involviert, »die nicht in machbaren Modellen realisiert werden können«.⁶ Und zwar geht es darum, daß diese Nicht-Machbarkeit eine ganz prinzipielle sein muß. Wer solchen methodischen Grundsätzen huldigt, ist auch heute noch ein Fremder in den philosophischen Fachbereichen. Doch damit greifen wir sehr viel Späterem vor.

Vorerst fühlte sich der junge Autor in trügerischer Sicherheit ganz im Rahmen der zeitgenössischen philosophischen Tendenzen, und er glaubte, seine eigene Tätigkeit im Umkreis jener philosophischen Bemühungen verankert zu sehen, die unter dem Titel einer Logik der Geisteswissenschaften ringsumher ausgeübt wurden. Auch der mangelnde Widerhall auf

⁶ W. R. Beyer: Das Sinnbild des Kreises im Denken Hegels und Lenins. Anton Hain, Meisenheim/Glan 1971, S. 32, Anm. 12.

sein Buch machte ihm am Anfang keine Sorgen. Es kamen zwar ein paar laue Anerkennungsworte, aber auch nicht einem der damals bestbekannten Namen in der *Hegel-Interpretation* fiel es ein, sein eigenes *Hegelbild* ernsthaft in Frage zu stellen für den Fall, daß es wirklich so etwas wie eine bisher unentdeckte transklassische Rationalität gäbe. Und als der Autor sehr viel später, nämlich im Jahre 1959 — wieder im Verlag Felix Meiner — den ersten Band von »Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik« veröffentlichte und in diesem neuen Werk über Logik bekannte, daß er auch heute *Hegel* im Grunde genommen nicht verstehe, ließ sich die Reaktion darauf in der Bemerkung eines Kritikers summieren, daß das zwar als privates Bekenntnis ganz richtig sein möge, aber daß der Autor von »Idee und Grundriß...« kein Recht habe, von seinem eigenen intellektuellen Mangel auf die Verständnisfähigkeit anderer zu schließen. Außerdem legte das Buch eine äußerst bequeme Ausrede nahe, daß man sich nicht ernsthaft mit ihm zu beschäftigen brauche, weil ja bereits im Vorwort gesagt wurde, daß dies nur der erste Band eines größer angelegten Werkes sei. Daß das jedoch nur als bloßer Vorwand anzusehen wäre, ist leicht erkennbar, denn als z. B. die erste Hälfte von Heideggers »Sein und Zeit« erschien, dachte niemand daran, dieses Werk zu ignorieren. Im Falle von »Idee und Grundriß« hält der Autor diese Ausflucht jedenfalls für ganz unberechtigt, denn der philosophische Standpunkt, von dem aus gesehen die Logik in ihren fundamentalsten Voraussetzungen reformbedürftig war, war bereits im ersten Band voll und ganz dargelegt worden. Hier war die begriffliche Basis einer neuen Philosophie präsentiert, die diskutiert werden konnte und die, wie der Verfasser auch heute noch glaubt, den geistigen Durchbruch zu einer transklassischen Rationalität bedeutet. Demgegenüber konnte der zweite Band nur die subalterne Rolle einer technischen Implementierung des bereits Gesagten bedeuten.

Es war gut, daß später äußere Umstände des Lebens in Amerika die endgültige Durchführung des zweiten Bandes verhinderten. Der Autor — nach kurzer Assistentenzeit an

der Universität Leipzig, wo ihn das tiefgründige Werk *Arnold Gehlens* »Theorie der Willensfreiheit« intensiv beeindruckte – war schon im Jahre 1937 (mit seiner Frau, die Jüdin ist) nach Südafrika und als Carnegie-Dozent an die Universität Stellenbosch gegangen, die er nach zweijähriger Lehrtätigkeit auf eigenen Wunsch verließ, weil es ihn nach den Vereinigten Staaten zog. (1940 wanderte er dort ein.) Er glaubte – mit Recht, wie es sich später herausstellte – nur dort seine Forschungsarbeiten weiter fortsetzen zu können. Freilich machten die äußeren Lebensumstände ihm anfänglich einen Strich durch seine Rechnung, ein Forscherdasein zu führen. In den Vereinigten Staaten begann seine akademische Tätigkeit erst mit philosophischen Vorlesungen am Colby College im Staate Maine, die ihm bald höchst zuwider wurden, weil man ihm zumutete, 12 Stunden in der Woche zu lesen, respektive Seminare abzuhalten. Und als sich eine geringe materielle Chance bot, auch anderweitig existieren zu können, begab er sich nach Cambridge in Massachusetts, wo er im wesentlichen an der Widener Library der Harvard Universität arbeitete und nebenbei in sehr mäßigem Umfang am Cambridge Adult Education Centre Vorlesungen hielt.

Es war eine geistig sehr rege Zeit. Aber keine allzu glückliche für emigrierte europäische Gelehrte, die neue Positionen suchten. Leute wie *Brüning* hatten es natürlich leicht. Es war doch etwas, einen früheren deutschen Reichskanzler als Fakultätsmitglied zu haben. Aber nicht alle, die sich schon früher einer internationalen Reputation erfreuten, waren in gleich günstiger Lage. *Ernst Cassirer* kam auf seiner Wanderschaft einmal vorbei; seine Gastprofessur an einer kanadischen Universität (es war wohl McGill) ging gerade zu Ende und er mußte sich eine neue Lehrtätigkeit beschaffen. Es blieb bei der flüchtigen Visite. Schließlich fand allerdings fast jedermann einen Platz, sofern er nur irgendwie brauchbar war. Es fragte sich nur, was für einen. Und da ließ sich leicht folgende Beobachtung machen: Mathematiker und Naturwissenschaftler fügten sich schnell und organisch in das akademische Leben Amerikas ein; jene Gelehrten aber, die aus der europäischen

geisteswissenschaftlichen Tradition herkamen, blieben auch dort, wo sie schließlich permanent in die entsprechenden Departments aufgenommen wurden, im Grunde genommen doch immer Fremdkörper im amerikanischen Geistesleben. Ein bißchen Charakterschwäche war für europäische Emigranten dabei von unschätzbarem Vorteil. Einer, dem man diesen »Vorzug« nicht nachsagen konnte, war *Ernst Bloch*, der damals ebenfalls ganz im Abseits in Cambridge (Mass.) lebte, und der nie in einer amerikanischen akademischen Institution heimisch wurde. Amerika war für ihn nur eine Eisenbahnstation in einem Zug, dessen Anfangs- und Endstation Europa war. Der gegenwärtige Autor kannte die Bloch'schen Schriften, besonders den »Geist der Utopie« schon seit seiner frühen Studentenzeit, und das Gefühl des Respekts, den er für diesen Mann längst besaß, wandelte sich bei näherer Bekanntschaft zu dem der Bewunderung mit einem Pris'chen von Verehrung, das auch dadurch nicht beeinträchtigt wurde, daß *Bloch* und er auf philosophischem Gebiet fast auf entgegengesetztem Boden standen. Für *Bloch* bedeutete die exakte Logik nichts. Wenn man sich gelegentlich sah, wurde von allem andern gesprochen, nur nicht von dem, was die Philosophie – nach des Autors Meinung – heute eigentlich tun solle.

Was das letztere betraf, so war der Autor endgültig zu der Überzeugung gekommen, daß eine philosophische Erneuerung der Logik und nicht ein bloß technisches Verbessern der bisherigen Denkgewohnheiten, wie sie die zeitgenössische Logistik anstrebte, auf das Tagesprogramm zu setzen sei. Eine Beziehung zur Logistik war dabei für ihn nur insofern gegeben, als er einsah, daß eine Erweiterung der philosophischen Logik zu einer technischen Erweiterung des Logikkalküls durch Übergang zur Theorie der Mehrwertigkeit führen müsse. Dazu lagen von mathematischer Seite seit 1920 schon allerhand Untersuchungen vor. Wir wollen hier nur die Namen *Emil Post* und *Jan Łukasiewicz* nennen. Gegen das rein technische Element dieser Vorstöße in logisches Neuland war selbstverständlich gar nichts einzuwenden – was aber die philosophische Interpretation des Zugewonnenen anging, so kann man nur

sagen, daß sie völlig unzureichend, wenn nicht überhaupt nicht-existent war. Man versuchte verzweifelt, die mehrwertigen Formeln, die einem in die Hände gefallen waren, mit den Mitteln klassischer Philosophie, also lediglich in dem philosophischen Fundamentalrahmen des traditionellen Weltbilds zu deuten. In diesem Sinne schrieb noch kürzlich ein Logiker in einem kurzen Abriß über Mehrwertigkeit, daß die Bedeutung einer mehrwertigen Logik darin läge, »Korrektive in logische Theorien einzuführen, dem Sinn nach verwandte logische Zeichen zu unterscheiden und neue Zeichen zu definieren«. Es handele sich also letzten Endes nur darum, den Erkenntniswert der bisher akzeptierten Logik »zu verschärfen«.⁷ An eine Revision des philosophischen Sinns von dem, was man bisher unter Logik überhaupt verstand, daran wurde von denjenigen Gelehrten, die bisher in dem Felde der Mehrwertigkeit tätig gewesen waren, überhaupt nicht gedacht.

Als sich etwa um 1945 der Autor selbst an die Bearbeitung dieses Problems machte, lag eine radikal neue Lösung insofern bereits nahe, als alle bisherigen Interpretationen auf unübersteigbare Schwierigkeiten gestoßen waren. Es machten sich auch schon die ersten Anzeichen einer gewissen Müdigkeit in der Bearbeitung von generellen Fragen der Mehrwertigkeit bemerkbar. Fest stand bereits, daß im Falle der Dreiwertigkeit bei notwendiger Einführung von 3 Variablen es ausgeschlossen war, die Zahl der Funktoren, die den 16 binären Funktoren der traditionellen Logik gegenüberstanden, im Sinne einer Wahrscheinlichkeit oder Modaltheorie zu interpretieren. Diese Zahl beläuft sich auf 7625597484987 siebenundzwanzigstellige Wertfolgen! Im Falle einer vierwertigen Logik wird die Angelegenheit noch hoffnungsloser, da wir jetzt mit 10^{123} analogen Funktoren zu rechnen haben. Man machte nicht einmal den geringsten Versuch, eine philosophische Theorie zu entwickeln, die in der Lage gewesen wäre, aus solchen ungeheuerlichen Quantitäten beliebige Funktoren nach systematischen Prinzi-

⁷ A. A. Sinowjew: »Über mehrwertige Logik«. Dt. Verlag d. Wissenschaften, Berlin 1968, S. 118.

pien herauszusuchen und individuell zu identifizieren. Dazu bedurfte es einer neuen philosophischen Konzeption, die die mathematisch orientierten Logiker nicht zu entwickeln imstande waren. Man konnte ihnen zugestehen, daß das auch nicht ihre eigentliche Arbeit war. Mit rein mathematischen Methoden war hier jedoch nicht weiterzukommen. Um so mehr war es notwendig, daß sich hier ein Philosoph an die Arbeit mache, zumal da die schon erwähnte Interpretationsmüdigkeit immer weiter um sich griff. So konnte *J. M. Bocheński* wenig später schreiben, daß der *logische* Charakter solcher mehrwertigen Systeme sehr problematisch sei: »gewisse in ihnen vorkommende Funktoren scheinen keiner logischen Interpretation fähig zu sein und die Fachlogistiker, die einst diese Systeme mit Enthusiasmus begrüßt haben, stehen ihnen heute zum größten Teil sehr skeptisch gegenüber«.⁸ Da aber die strukturellen Eigentümlichkeiten mehrwertiger Systeme immer mehr Fragen berührten, die der Problematik einer sogenannten Logik der Geisteswissenschaften verzweifelt ähnlich sahen, wurde der Autor auch von dieser Seite her bestärkt in der Einsicht, daß es höchst dringend sei, eine neue *philosophische* Analyse der Frage, was Logik überhaupt sei, durchzuführen. Es ist gut, daß er nicht ahnte, was ihm bevorstand und auf welchen Abgrund von Interesselosigkeit er bei den Logistikern stoßen würde, einen Abgrund, dessen Boden er auch heute noch nicht ausgelotet hat. So machte er sich denn unter sehr kärglichen materiellen Bedingungen an diese Arbeit – Bedingungen, die sich erst dann etwas besserten, als ihm ab 1952 die Bollingen Foundation für einen Zeitraum von etwa 9 Jahren zur Seite stand. Herrn *Ernest Brooks*, dem damaligen Vizepräsidenten der Foundation, dessen ungewöhnliches Verständnis eine solche beharrliche Unterstützung möglich machte, sei an dieser Stelle noch einmal aus vollem Herzen gedankt.

In dieser Selbstdarstellung darf übrigens nicht vergessen werden, daß sich der Autor im April 1948 in den Vereinigten

⁸ *J. M. Bocheński*: »Der sowjetrussische dialektische Materialismus«. (Dalf Taschenbücher) Leo Lehnen Verlag, München 1956, S. 132.

Staaten naturalisieren ließ. Ein solcher Schritt wäre schon $2\frac{1}{2}$ Jahre früher möglich gewesen, aber er war der Ansicht, daß man nicht in einem Lande Bürger werden soll, dessen Lebensrhythmus einem unverständlich bleibt. Es hat bei ihm etwa 7 Jahre gedauert, ehe er diese Verständnislosigkeit überwand. Mit half dazu, daß ihm eines Tages ganz aus Zufall ein amerikanisches Phänomen begegnete, in dem er den ersten Schlüssel zu der tiefen Andersartigkeit des amerikanischen Lebens fand. Es fiel ihm eine amerikanische Science Fiction Anthologie in die Hand und glücklicherweise eine der besten. Er sah sofort, daß das etwas ganz anderes war als etwa Bücher von *Kurd Lasswitz, Hans Dominik, Jules Verne* oder gar »Der Tunnel« von *Bernhard Kellermann*, der neuerdings in Deutschland als Science Fiction Literatur bezeichnet wird. Er interessierte sich dafür, die Leute, die solche Sachen schreiben, kennenzulernen, und es gelang ihm schnell, mit den Spitzenpersönlichkeiten dieser Literaturgattung in Berührung zu kommen. Es gab damals in New York eine regelmäßige Zusammenkunft von allerhand Leuten, die entweder selbst Science Fiction Autoren waren oder sich für diese neue Literaturgattung interessierten. Man traf da nicht nur Literaten, sondern auch Techniker und Wissenschaftler, von welchen viele später bei NASA (der amerikanischen Raumfahrtbehörde) angestellt waren. Mit einigen trat der Autor dann noch in nähere Berührung, die sich über diese Zusammenkünfte hinaus erstreckte. Unter ihnen war *Isaac Asimov*, dessen Buch »I Robot« (Ich, der Robot) der neue Proselyt im Jahre 1952 im Karl Rauch Verlag für das deutsche Leserpublikum herausgab. Eine über 20 Jahre dauernde Verbindung entwickelte sich auch mit *John W. Campbell jr.*, der das führende Science Fiction Magazine »Astounding Science Fiction« publizierte, das später in »Analog« umgetauft wurde. Es war höchst bezeichnend für die philosophische Situation in den Vereinigten Staaten, daß der erste Artikel, den der Autor dort veröffentlichte, unter dem Titel »The Logical Parallax« im November 1953 in *Campbell's Magazin* erschien, nachdem ihn die philosophischen Journale in etwas strengerer Fassung einmütig ab-

gelehnt hatten. Das Thema betraf eine Interpretation der mehrwertigen Logik, die von den gängigen Interpretationen (soweit solche überhaupt noch versucht wurden) ganz radikal abwich. Diesem Artikel folgten weitere in 3 Heften des Jahres 1954, in denen der Autor das Problem der interstellaren Raumfahrt einmal vom Standpunkt des Logikers untersuchte, der mit den Mitteln einer mehrwertigen Logik die Kategorien Raum und Zeit analysierte. *Campbell* sowohl wie *Asimov* waren vollgültige Wissenschaftler; der letztere war damals noch Professor der Biochemie an der Universität Boston und *Campbell* hätte als Elektro-Ingenieur einem Lehrstuhl in einer technischen Universität höchste Ehre gemacht. Für den Autor war es der Kontakt mit der Science Fiction Literatur und seine spezielle Einführung in diese Literaturgattung durch *Campbell*, der ihn zuerst befähigte, sich ein Verständnis für den Charakter der amerikanischen Geistigkeit zu erwerben — ein Verständnis, dessen erstes Aufkeimen ihn bewog, die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erwerben. Er hat diesen Entschluß nie bereut; um so weniger, als sich seine innere Bejahung der amerikanischen Mentalität sehr schnell auf andere Gebiete ausdehnte. Im selben Maße aber wuchs seine Abneigung gegen jene Klasse von Pseudo-Intellektuellen, die sich in den humanistischen Departments sehr vieler Universitäten breit machte und deren Interesse für die Spiritualität Europas, soweit es über die Notwendigkeit hinausging, historische Fakten für den Geschichtsforscher zu registrieren, ihn immer als tief unecht beeindruckte. *Goethe* in Aspen, Colorado! Aber ganz wie *Goethe* paßte auch der deutsche philosophische Idealismus der *Kant*, *Fichte*, *Schelling* und *Hegel*, so wie er sich in Europa verwirklicht hatte und für Europäer zum kostbarsten Gut des Geistes gehörte, nicht in die Neue Welt. Der Autor dieses Rückblicks sieht sich genötigt, ausdrücklich zu erwähnen, daß es ihm durchaus bewußt ist, daß es schon bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ein *Hegel-Zentrum* in Missouri gab, an dem ein deutscher Emigrant, *H. Brokmeyer*, beteiligt war. (Dies nach einem Vorspiel der Ohio-Hegelianer, 1848—1860, dessen bedeutendster Kopf *J. B. Stallo* war.) Zu

Brokmeyer stießen die Amerikaner *William Torrey Harris* und *Denton J. Snider*. Aus diesem kleinen Zirkel ging dann das »Journal of Speculative Philosophy« hervor, das 1867 gegründet wurde. Und es kann auch gar kein Zweifel sein, daß die kaum verstandenen Gedanken *Hegels* trotzdem einen beträchtlichen Einfluß auf die Praxis der amerikanischen Demokratie ausgeübt haben. Und nicht nur das. *Hegel* fand in *Walt Whitman* einen begeisterten Anhänger, der seinem Gedicht »Roaming in Thought« den Untertitel gab »After Reading Hegel«. Der Autor hat auch die Concord Summer School of Philosophy (1877–1887) und den New England Transcendentalism nicht vergessen. Aber das »Journal of Speculative Philosophy« ging 1893 wieder ein und der New England Transcendentalismus ist schon lange tot. Es ist ganz selbstverständlich, daß die weißen Einwanderer Amerikas europäische Geistigkeit hinüberupfanzten versuchten, aber alle Blüten europäischer Spiritualität verdorrten nach einer Weile in dem fremden Boden der westlichen Hemisphäre. Bis zu einem erheblichen, wohl bisher nicht genügend gewürdigten Grade trug die Sprache dazu bei. Es wird bei dem Vergleich zwischen europäischer und amerikanischer »Philosophie« immer wieder vergessen, daß die deutsche Sprache eine Entwicklung durchgemacht hat, an der das Englische nur wenig, *de facto* fast gar nicht, teilgenommen hat. Beide Sprachen sind einmal durch das Stadium der Aufklärung hindurchgegangen, und soweit hatte ihre geistige Prägung und philosophische Ausdruckskraft viel gemeinsam, und man konnte miteinander philosophieren. In der deutschen Sprache aber wurde diese Entwicklung durch Sturm und Drang, den deutschen Idealismus mit seinem Auftreten des spekulativen Begriffs und schließlich durch die Romantik aus ihrem ursprünglichen Flußbett abgelenkt. Wie ungeheuer stark dieser Einfluß gewesen ist, das kann man an der Distanz messen, die die Sprache der Hegelschen Phänomenologie und Logik gegenüber dem Aufklärungsdeutsch gewonnen hat. Was Romantik und Lyrizismus anbetrifft, ist etwas davon auch nach Amerika gedrungen, aber auf das theoretisch-wissenschaftliche Denken hat das kaum Einfluß gehabt.